

85]

Geschichte einer Bombe.

Von Andreas Strug.

Seit undenklichen Zeiten herrschte in Szlamowce der Chef des Bezirks und niemand außer ihm. Jetzt aber herrschte hier eine Art Sammelförpser, mit welchem alle rechnen mußten, angefangen vom Chef des Bezirks bis hinunter zum letzten jüdischen Krämer. Man nannte ihn die „Partei“ oder man sagte einfach „sie“.

Diese geheime Regierung kam sehr selten zum Vorschein. Einmal erhielt der Bürgermeister einen zwar sehr kalligraphisch geschriebenen, jedoch von schrecklichen Fehlern und noch schrecklicheren Drohungen strotzenden Brief. Der Brief erregte um so mehr Entsetzen, als er überhaupt keine Forderungen enthielt, und statt der Unterschrift nur einen Totenkopf aufwies, darunter gekreuzte Knochen und zu beiden Seiten gewaltige Ausrufungszeichen. Genau den gleichen Brief in russischer Sprache erhielten der Chef der Landpolizei und der Hauptmann der Kompanie, und auf jüdisch der Ortsrabbiner.

Einige Tage nach Empfang des Briefes, wenn die betroffene Person den höchsten Grad von Nervenabspannung erreicht hatte, erschien der bekannte Faktor des Städtchens, Boim Bajchel, und tat nach langen Einleitungen und Beramtionen kund, daß „sie“ die Absicht hätten, die betreffende Person nicht bloß zu berauben, sondern mit der ganzen Familie zu ermorden. Daß man jedoch die Angelegenheit regulieren könne . . . und so weiter. Als erster kaufte sich der Bürgermeister mit fünfundzwanzig Rubel los und reiste vor Schreck nach Warschau, obwohl ihm Boim versicherte, daß ihm kein Haar gekrümmt würde. Der Bezirksschef arretierte den Faktor, als aber der Kaufmann Simche Ster zu ihm kam, mit welchem der Chef gewisse vertrauliche Geschäfte hatte, und unter vier Augen mit ihm sprach, ließ er den Faktor frei und bezahlte seitdem regelmäßig monatlich zehn Rubel Lösegeld. Der Chef der Landpolizei bezahlte nichts, dagegen erhielt er jeden Monat hundert Rubel und ein kostbares Geschenk: ein Stück Tuch, eine Uhr, eine schöne Jagdflinte, zwölf Ellen feine Seide für die Frau, einen Korb Champagner und dergleichen.

Der Rabbiner verhängte über Boim den stillen „Bann“. Als aber der ehrliche und fromme Ster ein paar Worte mit ihm sprach, hob er den Bann auf und bezahlte sogar fünfzehn Rubel monatlich. Der Hauptmann der Garnison zahlte sieben Rubel fünfzig Kopeken, der Arzt fünf Rubel, der Bezirksgendarm zwölf. Am meisten bezahlten der Getreidehändler Jcef Leder und der Waldhändler Boris Nikolaiwitsch Orszanski, ein Litauer. Sie bezahlten fünfzig Rubel monatlich und durften darüber froh sein, denn sie konnten jetzt in aller Freiheit ihre Geschäftsreisen in der Nacht unternehmen, wie in den guten Zeiten. „Sie“ hielten die Verträge heilig. Und der Kolonialwarenhändler, der alte geizige Goldzweig, hatte sich selbst die Schuld zuzuschreiben, wenn ihm ein Warentransport auf dem Wege von der Bahn aufgehoben und in der Nacht dreimal in sein Fenster geschossen wurde. Warum hatte er es sich auch angemacht, klüger zu sein als der Rabbiner und tapferer als der Herr Hauptmann! So mußte er Strafe bezahlen und eine bestimmte monatliche Steuer festsetzen, endlich ein reichliches Lösegeld für die Waren bezahlen, worauf ihm diese am hellen Tage bis vor den Laden zugeführt wurden, ohne daß etwas daran gefehlt hätte.

Auf dem Lande operierte der Schweinehändler Fijizjerski und sein Schwager Ladufowski, von Beruf ein Vermittler für Landkäufe. Vor der Revolution waren die beiden die zwei tüchtigsten Pferde Diebe im ganzen Gouvernement. Jetzt fuhren sie zweispännig durch die ganze Gegend und brachten Bargeld mit und verschiedene Werte in Naturalien, als: Schweinefleisch, Geflügel, Korn, Buchweizen, Mastschweine, Kälber . . . Dafür verbürgten sie sich, daß „sie“ niemals die Höfe überfallen, die Bestenerten auf den Landstraßen nicht beunruhigen, das Hofgesinde nicht aufheben und bei den Wahlen nicht stören werden. Der Adel bezahlte, und es lohnte sich, denn in der Gegend war es in der Tat ruhig. Diese Transaktionen wurden vorwiegend in düsterem Schweigen

erledigt. Die Betroffenen hielten ihre ohnmächtige Wut zurück, denn man erinnerte sich auf den Gutshöfen an den traurigen Vorfall bei Herrn Stachurski, anderthalb Jahre vorher. Dieser hatte nämlich nicht nur jede Verbesserungsprämie verweigert, sondern den Abgesandten der Szlamowce-„Partei“ hundert Rutenhiebe verabreichen lassen. Darauf hatte sein Gesinde bewaffnet, nächtliche Wachen eingeführt und wartete in aller Ruhe die Ereignisse ab, ohne die Behörden zu verständigen oder ihre Hilfe anzurufen. Aber die Behörden erschienen von selbst. Eine halbe Kompanie Soldaten rückte an, besetzte den Hof und die Nebengebäude und unterwarf alles einer strengen Revision. Man verhörte das Gesinde, konfiszierte drei Jagdgewehre, zwei Revolver, ein Jagdbesteck, einen alten ererbten Säbel, einen Alpenstock, mit welchem der selige Vater des Herrn Stachurski einmal die Jungfrau bestiegen hatte, sowie einige Lanzenspitzen gewöhnlicher Schmiedearbeit, die auf langen Stöcken aufgefeselt waren. Herrn Stachurski lieferte man in das Gouvernementsgefängnis ab, aus welchem er nur gegen ein bedeutendes Kopfgeld loskommen konnte. Doch bevor er freikam, erfuhr er, daß man ihm in einer Nacht vier im freien Felde stehende Getreidemieten verbrannt hatte. Als er zurückkam, fügte er sich den Umständen, bezahlte eine Strafe und die rückständige Steuer.

Einzig der Pächter Herr Szuba traktierte diese heißen Angelegenheiten heiter und jovial.

Wenn ihm gemeldet wurde, daß sie angekommen seien, bat er die Delegierten in sein Bureau, lud sie zum Sitzen ein und setzte ihnen zum Trinken vor. Die Herrschaften machten auch gar kein langes Gerede von dem sich vorbereitenden Aufstand, von der Notwendigkeit, Kontributionen einzuziehen, von Bürgerpflichten, Volkswillen und dergleichen, sondern sie lachten ganz offen über sich selbst und die ganze Welt und rissen schlechte Witze.

„Na, Ihr Diebe, wie ist es Euch diesen Monat ergangen?“
„Es wäre eine Sünde, wenn wir uns beklagen sollten. Es geht, gnädiger Herr!“

„Ach, Ihr Deutelschneider! Auch über Euch kommt noch die Seuche! Freilich werde ich selbst der erste sein, der Euch bedauert, denn Ihr seid fühne Schufste!“

„Beunruhigen Sie sich durchaus nicht, gnädiger Herr! Uns wird nichts geschehen. Die Polizei ist auf unserer Seite.“

„Das weiß ich. Aber wenn die richtigen Sozialisten von der richtigen Partei kommen, was dann?“

„Sie haben bei uns nichts zu suchen . . . Es gibt in Serbien Bauern, die zur PPS. gehören, es gibt auch welche in der Zuckerrabrik. Aber dorthin kommen wir gar nicht. Andererseits binden wir mit der Partei niemals an, noch mischen wir uns überhaupt in Politik.“

„Und wenn die nun herkämen, um einen Streik zu veranstalten?“

„Lassen wir sie veranstalten! — Was geht das uns an?“

„Ja, aber Ihr nehmt doch die Steuern gegen den Streik, Ihr geliebten Diebe?“

„Die Steuern sind im allgemeinen ausgeschrieben, für alles.“

„Und wenn die Bauern sich rühren? Die werden Eure Juden und Euch selbst nicht schlecht schütteln. Keine Maue von Euch wird entgehen. Das fürchte ich am meisten.“

„Wir haben noch keinen Bauern gekränkt. Anderswo gibt es solche Lumpen, welche Bauern auf der Landstraße anfallen, wenn sie von den Märkten heimkehren. So einer macht's nicht lange. Der Bauer ist wütig. Wir aber nehmen bloß von den Reichen; — darum sind wir auch weder Räuber noch Diebe, sondern wir halten die Ordnung aufrecht. Und für die Ordnung muß bezahlt werden.“

„Ganz richtig. Das gebührt Euch! Es sind nun einmal solche Zeiten, daß die Diebe herrschen.“

„Seit länger als hundert Jahren regieren bei uns die Diebe, gnädiger Herr. Nur fremde. Warum sollen nicht zuweilen auch die heimischen was verdienen?“

„Ausgezeichnet! Glänzend! Trink noch eins! Fijizjerski, ich kenne Dich. Ich weiß Du bist ein Patriot!“

„Jeder plündert das Vaterland auf seine Weise. Der Graf aus Zawadow sitzt im Reichsrat. Herr Poflenski in der

Duma. Und wir armen Kerle tun halt auch was wir können . . . Wir sind es, die in dieser Revolution die Ordnung aufrechterhalten."

"Fürchtet Euch nicht. Das Land wird Euch dafür Dank wissen! Daß Euch bloß nicht vorzeitig etwas zustoßt! Daß nur nicht jemand die Bauern gegen Euch aufhekt! . . . Denn seht Ihr, der Bauer ist unwissend. Er wird sich auf die Stadt stürzen, wird die Juden verbauen, schuldige und unschuldige, und Dich, Zigizewski, werden sie auf gut bäuerlich zurichten. Sie hängen Dich einfach an den Baum. Wofür, weißt Du. Und auch Dich, Radukowski, auch Du weißt, wofür! Also trinkt, Freundel! Ich hab Euch gern, weil Ihr mir Spaß macht."

"Wir danken Ihnen, gnädiger Herr, für das freundliche Wort. Aber so unorbereitet holt uns der Teufel schon nicht. Wir werden den Zeitpunkt schon wahrnehmen, wo es ratsamer erscheinen wird, sich in wärmere Gegenden zu begeben."

"Habt Ihr's auch dazu?"

"Es hat sich etwas zusammengeläppert — darf man wohl sagen."

"Doch es können Euch andere in den Weg kommen. Nicht weit von hier wimmelt eine Bande herum. Sie könnten auch hierher kommen, den Bauern lästig werden, und dann geht's Euch an den Kragen. Ist es wahr, daß vorige Woche zwei Juden auf der Chaussee erschlagen wurden? Es hat in der Zeitung gestanden."

"Es ist wahr. Aber mit jenen Leuten haben wir Abmachungen und Zusicherungen."

"Wenn sie sie bloß halten!"

"Wenn man einen fest in der Hand hat, so hält er."

Herr Szuba blickte mit Genugthuung auf die Kerle. Sie hatten ebenso kühne Blicke als ein freches Mundwerk. Er schätzte ihren Verstand und ihre Durchtriebenheit und sagte sich, daß man ihnen die Steuer bezahlen müsse, wenn auch bloß dafür, daß sie solche Kerle waren. Am meisten aber gefiel es ihm, daß sie sich vom Bezirkschef und den Beamten, ja sogar vom Kommandanten der bewaffneten Macht bezahlen ließen. Dies nahm ihn ganz besonders für sie ein.

(Fortsetzung folgt.)

Der Pope von Beresowa.

Von Egon von Kapherr.

Vater Semjon war ein frommer Mann. Kein Pope der Umgegend weit und breit hatte so schöne lange Locken, kein einziger solch einen prächtig gepflegten Christusbart. Auch verstand es keiner, so fromm die Augen aufzuschlagen, so andächtig die Hände zu falten, so erwt die Stirn zu runzeln, so tief und innig zu beten und mit dröhnendem Bass zu singen: „Gospodin, gospodin — pomiloi.“ Kurz — Vater Semjon war ein mustergültiger Pope und erfreute sich des Wohlwollens seiner Vorgesetzten. Ja — er stand im Ruf eines Heiligen und wurde von seiner Gemeinde mit scheuer Achtung verehrt.

Nur zwei Menschen gab's in Beresowa, die an seine Heiligkeit und Fürtrefflichkeit nicht recht glauben wollten: seine Frau, die gewichtige Matrona Pawlowna und der Diakon Iwan Protosjef. Erstere, weil sie ihn schon lange kannte und — nun — weil sie eben sein ehelich Weib war. Letzterer aus anderen Gründen.

Matrona Pawlowna hatte triftige Gründe, mit ihrem Gatten zu hadern: Sechs Kinder hatte sie von ihm, sechs hungrige Rangen. Eine böse Sache für eine Popensfrau, deren Gatte bei schmalem Einkommen so gern zum Gläschchen griff. Da gab's manchmal gar heftige Austritte, manch böses Wort. Ein Uebel kommt vom andern: das Gläschchen tröstete Vater Semjon, ward Ursache zu neuem Streit, und tröstete wieder . . . So immer fort Beim Diakon ging's milde her: er hatte kein Weib. Wenn er mal über Durst und Gebühr trant — wen ging es was an? Seine bessere Hälfte war schon lange unter der Erde, Kinder hatte er nicht. Aber Durst, viel Durst.

Er war auch sonst ein lustiger Herr. Ein feites Männlein mit buschigem Bart und listig blinzelnem Auglein. Im Ruf der Heiligkeit fand er nicht. Im Gegenteil. Man sprach so allerlei. Nun ja, in einem kleinen Ort wie Beresowa . . .

Eines Tages war Iwan Protosjef besonders übler Laune. War mit Väterchen Semjon zur Hauseinweihung beim reichen Trofim Afanassjew gewesen und hatte ganze zwanzig Kopelen erhalten! So ein Filz, der Trofim — — — Und dann war eine Trauung gewesen. Zugleich die Taufe des Erstgeborenen und die Firmung der Braut. So eine Gemeinheit, all diese Handlungen zugleich vornehmen zu lassen, um an den Stolzgebühren zu sparen. Ja — die Welt ward immer verderbter und die Zeiten wurden immer knapper. — — —

Jornig vor sich hinstummelnd schritt der Diakon über den Kirchplatz, durch die Reihen „Kurnit“ spielender Kinder zur Schenke.

Ein gewöhnliches Bauernhaus. Kein Aushängeschild verrät, daß hier Marfa Petrowa, die alte Geze, Branntwein verkauft. Branntwein und Kether. Heimlich — —

Gebüdt tritt Iwan Protosjef über die Schwelle. Am Ofen Väterchen Semjon vor der Flasche. Sonst außer der zahllosen Alten kein Mensch. Alles still, nur die Fliegen summen am Fenster und kriechen über die blinden, schmutzigen Scheiben. — Der Diakon richtet sich auf, schreitet ins Zimmer, verbeugt sich vor dem alten Heiligenbilde im Winkel, bekreuzigt sich dreimal und nimmt mit kurzem Gruße am Tische Platz. Dann zieht er Papier aus der Tasche, widelt umständlich Brot und Salz heraus, greift in den Brusttasche, befordert ein zweites, fettiges Päckchen ans Tageslicht, faltet es auseinander und breitet es vor sich auf dem Tische aus. Ein Hering und ein paar Zwiebeln . . .

„Batuschta bosse moi. Das geben sie mir.“

„Genug, genug, Brüderchen. Siehe die Lilien auf dem Felde — — —“

„Ja — trostlos.“

„Trinke, Brüderchen.“

„Dein Wohl, Batuschta.“ Dann stellt der Diakon das Gläschen auf den Tisch, schneidet sich ein Stück vom Hering ab, beißt in eine der Zwiebeln und laut.

Nach längerem Schweigen meint er seufzend: „Ein Hundeleben — kein Verdienst. Man muß etwas ausdenken. Etwas Neues, Besondere.“ 's ist mir zum Hals hinaus, dies Herumziehen mit dem Bettelsack von Haus zu Haus, um seine Litanei zu babbeln, Wasser zu spritzen und zu segnen. Und das um ein Stück Brot oder ein paar Kopelen — ganz wie ein Kosjak, ein Bettler.“

„Auch Christus bettelte mit seinen Jüngern,“ sprach Vater Semjon.

„Andere Zeiten, Batuschta, andere Zeiten. Heut wollen sie Konstitution, Bildung und anderes Teufelswerk. Da fällt für unsereins wenig mehr ab. Man muß sehen, wie man sein Brot erwirbt.“

„Nun — hier im Dorf sind die Leute noch fromm, und was in Petersburg geschieht, kümmert uns nicht.“

„Drum muß man handeln, solange das Volk noch fromm ist, Batuschta. Ich habe einen Plan. . .“

„Einen Plan? Heraus damit!“ rief Vater Semjon, indem er sich ein neues Glas einschenkte. Der andere blinzelte listig, rückte nahe an den Popen heran und sprach flüsternd auf ihn ein . . .

„Anathema, anathema!“ rief der Pope, als der Diakon geendet. Dann bekreuzigte er sich, trant hintereinander mehrere Schnäpfe und ging zur Tür. Auf der Schwelle sich umwendend, streckte er die Hand gegen den Versucher aus und schrie: „Anathema! Hebe Dich weg von mir, Satan!“ Und ging.

Der andere blinzelte listig, räusperte sich, trant die Flasche aus und lächelte vor sich hin. Dann bestellte er eine neue Flasche, ab seinen Hering auf und begann langsam zu singen, maßen er sehr guter Dinge war. Ein gar frommes Lied war's nach Ton und Melodei — aber doch ein Schandlied:

„Der Pope hat 'ne Kuh gestohlen,

Er hat's dem Diakon verhöhlen.

Bim, bam, bim.

O Pop', gib mir die Hälfte ab,

Dann schweig ich, bis ans kühle Grab.

Bim, bam, bim.

Was schert mich alle Heiligkeit?

Gott ist so hoch — der Zar ist weit . . .

Bim, bam, bim . . .“

So tönte es nach heiliger Melodei: Dann glückte wiederum die Flasche, das Gesicht dahinter leuchtete karfunkelrot, und die Auglein trant. So sehr freute sich Bruder Iwan, der Diakon . . .

Vater Semjon hatte eine schwere Nacht. Zunächst hatte er eine heftige Auseinandersetzung mit seiner gewichtigen Ehehälfte, die ihn nachdrücklich und schlagfertig seine Sünden vorhielt. Sodann träumte ihm allerlei. Er sah die Mutter Gottes mit drohender Gebärde vor sich stehen, er sah den Diakon listig blinzeln, er sah ihn wachsen zu riesiger Größe, mit Teufelsflügeln und Krallen nach ihm greifen. Er sah eine Branntweinflasche vor sich, und als er sie nahm, war sie gefüllt mit üblem Höllengerät. Er sah sein Weib mit allen seinen behäbigen Reizen vor sich stehen, und er wandte sich ab mit geheultem „Anathema“. Dann aber wachte er auf. Das letzte Traumbild war zu stark gewesen. . . .

Auch ein Geistlicher ist iberlich, und auch der frümste Pope hat manchmal einen Vater. So auch Vater Semjon. Er hatte einen physischen Jammer. Er hatte aber auch einen moralischen. Denn auch sein Weib war erwacht — — —!

Am anderen Tage herrschte auf dem Hofe des reichen Gutsherrn Anrill Michailowitsch reges Leben. Die Kühe wurden gewaschen, die Kälber mit bunten Schleifen geschmückt und die Stiere mit grünem Laube. Denn heute sollte das Vieh gesegnet werden. Schon frühzeitig ist Vater Semjon zur Stelle, begleitet von Iwan Protosjef, dem Diakon und Michael Antipow, dem Palmen-

fänger, denn heute winkt reiche Einnahme und ein gutes Frühstück ist zu erwarten. —

Die Herde wird ins Wasser getrieben; auf dem Stege stehen der Pöpe, sein Diakon und der Psalmenfänger. Emsig betet Vater Semjón, emsig verneigt sich der Diakon mit Räucherbeden und geweihtem Wasser. In gemessenen Absätzen singt der Psalmenfänger — Vater Semjón und Jwan Prokofjew murmeln das: „Gospodin, gospodin — pomiloi, pomiloi — oi — oi . . .“ Vater Semjón ist heute schlecht bei Stimme: sie tremoliert ein wenig. „Vor Rührung“ meinen die Leute. „Er hat einen Vater“, denkt der Diakon. Dieser aber babbelt sein „pomiloi“ mit solcher Geschwindigkeit und Geläufigkeit, daß alles ergriffen ist. „Das ist das Frühstück“, denkt der Psalmenfänger, „sonst hat er's nicht so eilig. . .“

Als aber Vater Semjón mit seinen Gebeten zu Ende ist, sämmt der Diakon das Räucherfaß. Der Pöpe aber spricht geweihtes Wasser über die brüllenden Tiere. Und als eine Kuh ausreißt, wird sie sogar voll Eifer verfolgt, am Schwanz festgehalten und besprüht, damit auch ihr, der Leichtfertigen, die Segnungen der heiligen Handlung nicht entgingen. . . Als aber Vater Semjón die Kuh besprüht, tritt der Diakon hinter ihn: „Run — Watuschka — was meinst Du? Machen wir's so?“

„Apaga Satanas“ — murmelt der Pöpe. Der Psalmenfänger aber lieh den Schwanz der Kuh fahren und murmelte sein „Pomiloi . . .“

Nach der Zeremonie am Weiher gings in festlicher Stimmung zum Gutshause, denn die heimischen Benaten Kirill Michailowitschs sollten segnet werden, damit nicht Krankheit, böse Lasterrede und übler Geist ins Haus einziehen könnten. In froher Festlaune waren alle, besonders der Diakon. Denn der dachte ans Frühstück. Nur Vater Semjón war in düsteres Schweigen gehüllt. Daran war die Versuchung des Bösen schuld, der in Gestalt des Diakon sich ihm genah — — —

Vor dem Heiligenbilde im Wohnzimmer machte man halt. Der Psalmenfänger ließ den Schmelz seiner Stimme hören, der Diakon schwang das Räucherfaß, Vater Semjón sprengte geweihtes Wasser mit dem Wedel.

„Gospodin — pomiloi, pomiloi, (sie stellen den Schnaps auf den Tisch, gleich werden wir frühstücken) pomiloi, pomiloi, (machen wir's so, Vater Semjón?) pomiloi, pomiloi, (heute abend machen wir's), pomiloi — oi — oi!“ sang der Diakon. . .

Während des Essens war Vater Semjón ziemlich einsilbig und in sich gefehrt. Das aber hinderte ihn nicht, manch Gläschen zu trinken, schlug er doch stets das Kreuz zuher, ehe er den Trank der Hölle sich einverleibte. So will's der Brauch — und Vater Semjón war sehr korrekt. Auch der lustige Diakon. „Man muß Motion haben beim Essen und Trinken“, meinte er, natürlich für sich — gesagt hat er's nicht. Aber lustig mit den Neuglein gezwinkert. . .

Als es Nacht geworden war, huschte ein Schatten am Hause des Pöpen vorbei. Es klang ein Fenster — und der Schatten huschte weiter. Zur Kirche. Und nach einer Weile wieder bog die Gestalt um die Friedhofmauer und schlug den Weg zum Flusse ein. Still war's im Dorf. — — —

Am Sonntag gab's großen Tumult im Dorfe: das Muttergottesbild war verschwunden. Gestohlen aus der Kirche. Der Polizist kam, schrieb ein Protokoll. Das ganze Dorf wurde abgesehen, jeder Winkel durchstöbert. Umsonst. Das Bild war fort und blieb fort. Der Pöpe schlich gedrückt und in sich gefehrt umher. Der Diakon weinte sogar. Er weinte so viel, daß seine Neuglein ganz klein und rot wurden und trauerte so sehr, daß es im ganzen Dorfe ha'b gar keinen Brantwein mehr gab.

Als sich nach einer Woche wiederum am Tage des Herrn viel Volks in der Kirche versammelt hatte, um die Messe zu hören, fiel allen die freudige Miene des Vaters Semjón auf. Auch der Diakon strahlte. Sein Antlitz glüht die Röte des Morgens, seine Neuglein waren gleich blitzenden Schuhknöpfen und seine Stimme so klar wie noch nie. Vah verwundert ob dieser Aenderung lauschte die Gemeinde voll Andacht den Worten des Pöpen:

„Geliebte im Herrn! Ich bin voller Freude. Denn zur Nacht erschien mir die Gebenedeite im Traume. Sie nahm mich an der Hand und führte mich zum Flusse. Dann deutete sie nach der Insel. Ich setzte mich in ein Boot und fuhr hinüber. Und siehe da: in einem hohlen Baume auf dem Eilande sah ich das Bild der heiligen Mutter Gottes. So zeigte mir armen schwachen Menschen die Gebenedeite selbst das Versteck, in welches ruchlose unser Heiligtum entführten. So gehet denn hin und suchet auf der Insel im Strom.“

Wie ein Brausen ließ's über die Andächtigen. Fünfzig, hundert Leute liefen zum Ufer. Die Boote schossen durchs Wasser. Und siehe da: Vater Semjóns Traum war wirklich. Im hohlen Baume fand man das Gnadenbild und brachte es feierlich wieder in die Kirche zurück. Und damit kein Dieb sich mehr des Bildes bemächtigen könnte zu nächstlicher Stunde, übernahm es der würdige Diakon Jwan selbst, die Wache zu halten. — — —

So verliefen einige Tage. Vater Semjón genoss, seit ihm die heilige Jungfrau im Traume erschienen, einen noch viel-heiligeren Ruf. — Aber auch für den würdigen Diakon fiel etwas ab — so

manches Zwanziglopfenstück kam in seine Tasche und wanderte zur alten Marfa in die Schenke. Nachts aber schlief der fromme Diener am Wort in der Kirche. . .

Und wieder ward es Sonntag. In hellen Haufen strömten die Andächtigen zur Kirche.

O — weh! Wieder fehlte das Bild der heiligen Jungfrau! Schon erhob sich lautes Geschrei, schon wollte die Gemeinde aus der Kirche, um wiederum nach Dieben und Versteck des Bildes zu suchen — da erschien Vater Semjón und gebot Ruhe:

„Höret, Geliebte im Herrn! Ein Wunder ist geschehen, ein großes Wunder. In der vorigen Nacht erschien dem zweiten Male die heilige Jungfrau. Sie erschien in der Kirche dem ehrwürdigen Diakon Jwan Prokofjew, als er das Bild bewachte. „Jwan,“ sagte sie, „ich will, daß mein Bild wieder auf der Insel sei. Bringt es nicht zurück in die Kirche, sondern bauet eine Kapelle auf dem Eilande im Strom. Dort sei mein Heiligtum — dort will ich Wunder tun und Wohlthaten erweisen allen Gläubigen!“ So sprach die helle Gottesgebärdin und verschwand. So bauet denn die kleine Kirche auf der Insel nach dem Willen der heiligen Jungfrau. Und freuet euch, denn große Gnade erwies euch die Gebenedeite.“

Da brauste es in den Reihen der Andächtigen, voll Ehrfurcht bekreuzigte sich die Menge. Und man fuhr zur Insel — und siehe da: das Bild stand wieder im hohlen Baume.

Und man ließ Arbeiter kommen und errichtete ein Kirchlein auf der Insel. Ein Heiligtum. Eine Wunderstätte.

Von da ab genoss auch Jwan Prokofjew den Ruf großer Heiligkeit. Nur die alte Marfa traute ihm nicht — und noch einer. Die Alte, weil der Diakon bei ihr Schnaps trank. Der andere aber — hm — weil — — — doch, wir wollen nicht vorgreifen.

Pilger zogen in Scharen zur heiligen Wunderstätte auf der Insel, denn gar bald war das Mirakel ruchbar. Weil ihrer so viele waren, lagerten sie unter freiem Himmel. Da erbarmte sich Vater Semjón. Er rief die Gemeinde zusammen. Und sprach: „Wie sehet ihr ruhig zu, daß eure Brüder wie Vieh unter freiem Himmel schlafen?“ Und ermahnte seine Schafe. Und siehe da, man baute eine Herberge. Das brachte was ein: Denn Vater Semjón verjah die Pilger mit geistlicher Speisung, während seine gewichtige Geschäfte für ihr leibliches Wohl sorgte. Mehr und mehr wuchs der Ruf seiner Heiligkeit, aber auch für den Diakon fiel etwas ab. Immer kleiner wurden dessen Neuglein, immer behäbiger ward seine Gestalt, immer lustiger sein Zwinkern. Ach — ja. Und Friede herrschte zwischen Vater Semjón und seiner üppigen Gattin — — —

Es kam mal so, daß eines schönen Abends Vater Semjón und der würdige Diakon wieder in der Schenke saßen. In der alten Schenke der Marfa Petrowa. Gerade hatte Jwan Prokofjew seine saure Gurke verzehet und griff zur zweiten Flasche, als ein dritter Gast eintrat. —

Das war der Psalmenfänger. Der nahm ruhig am Tische Platz, nickte den anderen freundlich zu, goß sich ein Glas Brantwein ein und sprach: „Gelobt sei der Name des Herrn.“ „In Ewigkeit,“ sagten die anderen, bekreuzigten sich und tranken einen Schnaps. Dann saßen sie ganz still alle drei. Nur die Fliegen brummt am Fenster, und die alte Marfa hüftelte am Ofen.

Endlich bricht der Psalmenfänger das Schweigen. Er erhebt seine Stimme und singt:

„Der Pöpe hat 'ne Kuh gestohlen
Er hat's dem Psalmenfänger verholten.
Bam, bim, bam.
O Pöp, gib mir ein Teilchen ab,
Dann schweig ich bis ans kühle Grab.
Bam, bim, bam.
Was schert mich alle Frömmigkeit?
Gott ist so hoch, der Bar ist weit — — —
Bam, bim, bam.“

Der Pöpe erblickte. Der Diakon warf vor Schred sein Glas um und riß die Neuglein auf. Seine Nase war tafeweiß. Der Psalmenfänger aber grinste. Tiefe Stille herrschte im Gemach. — Zuerst hatte sich der Diakon gefahrt. Er trank schnell einen großen Schnaps, zwinkerte mit den Augen und klopfte den Psalmenfänger auf die Schulter. Und dann sang er:

„Was schert dich unser Seelenheil?
Schweig nur, du Lump, du kriegst dein Teil.
Bam, bim, bam.
Als gute Christen geben wir
Den dritten Teil ganz gerne dir.
Bim, bam, bim.“

Da atmete Vater Semjón auf. Der Diakon schmunzelte und zwinkerte mit dem linken Auge. Der Psalmenfänger lachte, Marfa hüftelte am Ofen, und die Fliegen summt am Fenster.

Der Sturm in den Elementen.

Die Frage, was ein Element sei, wird bald anders beantwortet werden müssen, als es seit der Begründung der wissenschaftlichen Chemie gesehen ist. Vielleicht kommt es noch dahin, daß der bisherige Begriff der Elemente ganz ausgeschaltet und durch etwas

Neues ersetzt werden muß. Nicht nur in den heimlichen Gewölben der Alchimisten, sondern auch im hellen Tempel der Wissenschaft ist an den Elementen seit langem gezweifelt und gerüttelt worden, aber nie ist ihre Stellung als Urstoff so schwer und scheinbar hoffnungslos erschüttert worden, wie in den letzten Jahren durch die Entdeckung und Erforschung der Strahlungs Vorgänge. Daß die Annahme von etwa hundert verschiedenen Urstoffen eigentlich ein Unding sei, ist von vielen Gelehrten und Laien empfunden worden, aber es waren doch nur Theorien, die sämtliche Elemente zum Beispiel auf den Wasserstoff zurückführen wollten. Den Einzelangriffen, die von verschiedenen Forschern der letzten Jahre gegen das Heer der Elemente gerichtet wurden, ist jetzt der Hauptschlag gefolgt, und die Sitzung der Chemical Society in London, in der er durch William Ramsay mit Unterstützung von Professor Collie und Patterson geführt wurde, wird in der Geschichte der Wissenschaft wahrscheinlich einer der Marksteine des Fortschritts menschlicher Erkenntnis bleiben. Das prägt sich schon deutlich in der Aufregung aus, die sich der Physiker und Chemiker sofort bemächtigt hat und in einer Fülle von Interviews und Schriften zum Ausdruck gekommen ist. Freilich fehlt es dabei nicht an Stimmen, die mit der Betonung tiefer Achtung vor der Forschartigkeit und der Experimentierkunst, namentlich Ramsays, Zweifel an der Zuverlässigkeit der gezogenen Schlüsse äußern.

Die Entwicklung der „Elemente“ Helium und Neon aus Wasserstoff, die Ramsay durch die Einwirkung elektrischer Entladungen auf Wasserstoff unter niedrigem Druck in einer Röntgenröhre erzielt haben will, ist hauptsächlich auf die Beobachtung mit dem Spektroskop gegründet, und gerade dies Untersuchungsmittel ist nicht ohne heikle Eigenschaften. Freilich fügen die Kritiker alsbald wieder hinzu, daß sie es einem Ramsay nicht zutrauen wollen, er könne dabei einem Versehen zum Opfer gefallen sein. Ein großer Vorzug der neuen Experimente wird einstimmig hervor gehoben; der besteht darin, daß sie von jedermann ohne große Schwierigkeiten und Kosten nachgeprüft werden können. Die mit Radium angefertigten Forschungen sind die Domäne weniger Bevorzugter Gelehrter, denen dieser kostbare aller Stoffe in hinreichender Menge und Reinheit zur Verfügung steht. Zu den jetzt von Ramsay dargelegten Versuchen aber gehört eigentlich nichts weiter, als eine Röntgenröhre, eine Batterie und eine Spule. Ramsay selbst hat übrigens seinem Vortrag noch eine weitere Ausführung folgen lassen, die in der Uebersetzung folgendermaßen lautet:

„Mehrere Jahre lang benutzte ich ein halbes Gramm Radiumbromid, das mir von der Akademie der Wissenschaften in Wien geliehen worden war. Mit diesem glaubte ich dazu gelangt zu sein, eine Verwandlung von Kupfer in Lithium und eine solche von Silicium, Titan, Zirkon und Thor in Kohlenstoff herbeizuführen. Neuerdings erhielt ich auch Neon aus Wasser. Vor zwei Jahren wurde das Radiumbromid von der Wiener Akademie zurückverlangt. Nun enthält Radium eine ungeheure Energiemenge in konzentrierter Form. Um zu sehen, ob nicht irgendeine andere Energiequelle dieselben Ergebnisse herbeiführen könnte, untersuchte ich den Inhalt gebräuchter Röntgenröhren, die ich von einem befreundeten Arzt erhalten hatte. Es fand sich, daß diese Röhren Spuren von Heliumgas enthielten, dessen Vorhandensein nicht zu erklären war. Professor Collie experimentierte gleichzeitig mit selbsthergestellten Röntgenröhren, in denen die Kathodenstrahlen als Energiequelle benutzt wurden, und ganz unabhängig und ohne Kenntnis von den Arbeiten Collies verfolgte Patterson einen ähnlichen Lauf der Untersuchung. Professor Collie war zuerst sehr skeptisch, aber schließlich kamen beide zu dem Schluß, daß in den mit reinem Wasserstoff gefüllten Röhren, wenn Kathodenstrahlen hindurchgegangen sind, beträchtliche Mengen von Neon auftreten, eins der seltenen Elemente der Atmosphäre, und daß bei einer gewissen Abänderung der Bedingungen an Stelle von Neon Helium erscheint. Da nun sicher kein Helium oder Neon in den Röhren vorhanden gewesen war, und da auch die Möglichkeit ihres Zutritts aus der Außenluft durch größte Sorgfalt ausgeschlossen war, so ergibt sich als einzige Folgerung, die gezogen werden kann, daß diese Elemente das Erzeugnis irgend eines Vorganges innerhalb der Röhre sind. Dafür kommen drei Möglichkeiten in Betracht: entweder die Umwandlung der Aluminiumkathode oder einer der zahlreichen im Glas vorhandenen Elemente in Neon und Seltium; oder die Verwandlung des Wasserstoffs in diese beiden Gase; oder die Geburt dieser Elemente aus der Elektrizität selbst oder aus deren Teilchen, die als Elektronen bezeichnet werden. Mit einem Wort, es handelt sich um die Umwandlung eines Elements in ein anderes oder um die Entstehung eines Elements aus Elektrizität.“

Der Vertreter der „Daily Mail“, der diese Auslassung herbeigeführt hatte, verfehlte selbstverständlich nicht, den berühmten Gelehrten auch über die Zukunft des Goldmachens zu befragen, insbesondere, ob Ramsay damit rechnete, Plein in Gold zu verwandeln. Ramsay antwortete: „Das weiß ich nicht. Es könnte sein, obgleich wahrscheinlich die Kosten zu groß sein würden, um die Mühe zu lohnen. Die Wichtigkeit der Entdeckung besteht darin, daß wir eine neue Linie im Buch der Natur entziffert und die Pforte für weitere Entdeckungen geöffnet haben. Es könnten auch praktische Folgen daraus entstehen, und wahrscheinlich wird das der Fall sein; diese aber fallen nicht

in den Bereich des wissenschaftlichen Forschers. Wir stehen an der Schwelle einer gänzlich neuen Bahn wissenschaftlicher Untersuchung.“

Einige andere der führenden englischen Physiker, wie Professor J. J. Thomson, Frederick Soddy und Oliver Lodge haben sich bisher mit großer Vorsicht geäußert, und wollen vor allem die ausführlichen Veröffentlichungen von Ramsay und Genossen abwarten. Soddy insbesondere verweist darauf, daß er schon vor fünf Jahren eine Beobachtung über das wunderbare Erscheinen von Helium in einer Vakuumröhre veröffentlicht und eine Erklärung dahin abgegeben habe, das Helium sei durch die Aluminiumelektronen während des früheren Gebrauchs der Röhre ausgezogen worden. Das wäre freilich eine recht nüchterne Deutung der sensationellen Experimente. Französische Fachgenossen gehen mit größerer Begeisterung auf den erschlossenen Blick in ein neues Land der Erkenntnis ein, und Professor de Barigny feiert die Entdeckung bereits als eine der wichtigsten, die je vom menschlichen Genius gemacht worden seien.

Kleines feuilleton.

Naturwissenschaftliches.

Friedrich Dannemann: Kritische Bücherkunde der deutschen Bildung. Teil II: Naturwissenschaften. (A. Dunder Verlag, Weimar. Preis geb. 2,50.)

Die Idee des Werkes ist gut; die Ausführung indes enttäuscht an vielen Punkten. Mit etwa tausend Büchernamen, die der Verfasser zwar in sehr guter systematischer Anordnung, aber mit äußerst spärlichen Kommentaren bringt, scheint uns keine richtige Bücherkunde, noch weniger eine kritische gegeben zu sein. Denn zu einer solchen gehört doch vor allem die Anpassung des gebotenen bibliographischen Materials an die Bedürfnisse verschiedener Leserkreise, zunächst also die Scheidung zwischen der populären und der Fachliteratur. Das ist aber nirgends durchgeführt (die Anordnung in einzelnen Kapiteln ist alphabetisch); der Verfasser beschränkt sich auf hier und da eingestreute Bemerkungen, die teilweise als Inhaltsangaben, teilweise als orientierende Bemerkungen über den Charakter der Bücher dienen sollen. Diese finden sich aber höchstens bei einer Hälfte der registrierten Bücher, und auch da sind sie meistens so nichts sagend, daß sie schwerlich als Fingerzeige für den, der das Buch aus einer anderen Quelle nicht bereits kennt, dienen können.

Aber auch rein bibliographisch ist das Werk nicht einwandfrei. Abgesehen von manchen recht empfindlichen Lücken, die vielleicht auch bei dem geringen Umfang des Werkes zu vermeiden wären, sind uns noch folgende Mängel besonders aufgefallen. Es werden oft die älteren Ausgaben statt später verbesserten genannt (ein ganz trasser Fall z. B. ist die Nennung der dritten Auflage der „Mechanik“ von E. Mach, wo bereits die siebente, von dem noch lebenden Verfasser berichtigte Auflage vorliegt!); wo mehrere Ausgaben vorliegen, werden die billigsten meist nicht angeführt (wie z. B. bei Lange, Geschichte des Materialismus); die Jahreszahlen sind nicht immer korrekt (Mach, Erkenntnis und Irrtum); die Preisangaben fehlen gar zu oft, desgleichen die Verlagsangaben. Diese Mängel wirken desto unangenehmer, als sie sich sämtlich bei etwas mehr Sorgfalt ganz gut vermeiden ließen.

Vielleicht kommt der Verfasser bei der nächsten Auflage dazu, seine Arbeit einer gründlichen Revision zu unterziehen und eine wirklich verlässliche und wirklich kritische, für den Laien wie für den Fachmann gleich gut annehmbare, naturwissenschaftliche Bücherkunde zu schaffen. Als ein guter Kenner der naturwissenschaftlichen Literatur und tüchtiger Pädagoge, hat er doch unstreitig das Zeug dazu.

V. Th.

Statistisches.

Ein Hilfsmittel zum Lesen von Statistiken. Die Seele der Statistik ist der Vergleich. Die Zahl für sich isoliert, sagt nichts. Ihre Gruppierung nach gemeinsamen Größen und Unterschieden erst enthüllt den inneren Sinn von Zahlenreihen. Da es vielen schwer fällt, längere Reihen und größere Zahlen zu überschauen, überträgt man die Zahlenverhältnisse auf Flächen. An der Größe der einzelnen Flächen mißt man dann mit einem Blick die Verhältnisse der dargestellten Zahlen. Die bildliche Darstellung wird aber selbst leicht unübersichtlich, wenn es sich um komplizierte statistische Daten handelt. Auch ein Bild darf nicht aus zu vielen Einzelheiten bestehen, wenn es leicht aufzufassen und behalten werden soll. An diesem Fehler kränken bisher die statistischen Arbeiten. Ein neues System benutzt nun überhaupt nur zwölf verschiedene Schraffuren in schwarz-weiß. Jede Schraffur entspricht einer bestimmten aus den zwölf Stufen. Die absoluten Zahlen trägt man in das Bild ein oder gibt sie neben dem Bild. Zunächst ist dieses System, das sich noch durch Billigkeit der Herstellung auszeichnet, für die deutsche Statistik erprobt worden. (Ambr. Rowatsch, Illustrierte Deutsche Statistik. 1912. Puttkammer u. Mühlbrecht. 140 S. 6 M.) Auf Grund des statistischen Jahrbuchs für das Deutsche Reich, Jahrgang 1911, werden Bewegung der Bevölkerung, Landwirtschaft, Gewerbe, Aktienwesen in 248 Karten bildlich dargestellt. Das Buch kann natürlich nicht die statistischen Quellenwerke ersetzen, bietet aber eine brauchbare Erleichterung für das Lesen von Tabellen.

E. M.